

Nachleben und Forschungsgeschichte

Arne Lindemann, **Vom Germanenerbe zum Urkommunismus. Urgeschichtsbilder in Museen der SBZ und DDR.** Verlag De Gruyter, Berlin und Boston 2022. 406 Seiten mit 105 Abbildungen, davon 6 farbige.

Die zu besprechende Arbeit wurde unter leicht abweichendem Untertitel (Vom Germanenerbe zum Urkommunismus. Wandel und Beständigkeit von Urgeschichtsbildern in Museumsausstellungen der SBZ/DDR) an der Technischen Universität Berlin im Jahr 2020 als Dissertationsschrift eingereicht; Doktormutter ist Bénédicte Savoy, die im öffentlichen Diskurs über die Behandlung und Rückgabe von kolonialem Raubgut aus europäischen Museen auch hierzulande bekannt geworden ist. Die Drucklegung der Arbeit – zusätzlich als Open Access (!) zugänglich – erfolgte bereits zwei Jahre später im Verlag De Gruyter.

Arne Lindemanns Dissertation ist nicht den üblichen Weg einer universitären Abschlussarbeit gegangen. Bereits wesentlich früher, im Jahr 2005, schloss er das Studium der Ur- und Frühgeschichte und Alten Geschichte an der Humboldt-Universität Berlin mit einer Magisterarbeit zum Brandenburger Neolithikum ab, bekleidete anschließend am Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseum das Volontariat und wurde seit 2008 bis heute beim Museumsverband des Landes Brandenburg angestellt, zunächst als Mitarbeiter, später Referent für den Bereich Öffentlichkeitsarbeit und Organisation. Sein Arbeitgeber hatte ihn für das Dissertationsprojekt mit Rückkehrrecht freigestellt, und das Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam nahm ihn als assoziierten Doktoranden auf. Unterstützung und Anregungen während seines Dissertationsprojektes erhielt er darüber hinaus als Stipendiat der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Man merkt der Arbeit an, dass sie nicht unmittelbar zum Studiumsende und als ›Eintrittskarte‹ einer beruflichen Karriere entstanden ist. In verschiedenen Positionen und Gesprächskreisen sammelte Lindemann bereits zuvor Informationen und Wissen zum Museumswesen in der DDR und erarbeitete sich einen eigenen, quellen gestützten Standpunkt. Gerade bei Forschungsthemen mit einem derartigen zeitgenössischen Bezug und teilweise noch zu Lebzeiten von seinerzeit entscheidenden Akteuren ist aus Sicht des Rezensenten besondere Sorgfalt und Umsicht geboten. In der langjährigen beruflichen Praxis und Erfahrung von Lindemann, die auch

die Kuratierung eigener archäologischer Ausstellungen in Brandenburger Museen einschloss, ist auch der Grund zu sehen, warum ich erstmals von meiner Maxime abgewichen bin, auch abseits von internen Gutachten eine universitäre Abschlussarbeit in einer Fachzeitschrift zu besprechen. Bislang habe ich mich davon ferngehalten, um nicht gegebenenfalls – bei Kritik oder Nichtgefallen – für ›Karriereschäden‹ Mitverantwortung zu tragen. Aber das muss jede oder jeder Arrivierte gegenüber Berufseinsteigern für sich entscheiden.

Arne Lindemann hat schon vor einigen Jahren eine konzise Studie zur Ausstellung ›Geschichte der Urgesellschaft‹ am in den fünfziger Jahren als ›Leitmuseum‹ konzipierten Museum für Deutsche Geschichte (MfDG) in Berlin vorgelegt (Arch. Inf. 39, 2016, 147–166), die im Zuge des Dissertationsvorhabens erheblich ausgebaut und auf weitere Häuser – insbesondere die fünf ›Landesmuseen‹ (hierzu später mehr) – ausgedehnt wurde.

Bereits eingangs (S. 11) trifft er die Feststellung, dass für den Umgang mit Geschichte in der SBZ und DDR zwischenzeitlich eine Vielzahl von Arbeiten zu den ›Leitinstitutionen‹ vorliegt und er daher abweichend die öffentlichkeitsbezogene Vermittlung von Geschichtsbildern in archäologischen Dauer- und Sonderausstellungen in den Fokus rücke. Zweifellos ein neuer und interessanter Ansatz, doch ich möchte dem Autor widersprechen, inwieweit tatsächlich die sogenannten Leitinstitutionen in der DDR – zumindest die der Ur- und Frühgeschichte beziehungsweise der Archäologie – schon umfassend nach der Wiedervereinigung anhand der Archivunterlagen aufgearbeitet und bewertet wurden. Das bezieht sich nicht allein auf DDR-weit agierende Einrichtungen wie das Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie (ZIAGA) und seine Vorgänger an der Akademie der Wissenschaften der DDR oder den wirkmächtigen Wissenschaftlichen Beirat für Bodendenkmalpflege am Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen, sondern auch auf die fünf großen ›Landesmuseen‹ in Dresden, Halle, Potsdam, Schwerin und Weimar (ein knapper Überblick bei J. Kunow / M. Rind, Archäologische Denkmalpflege [Tübingen 2022] 64–67). Einzig in Sachsen hat man aus meiner Sicht zumindest für den Zeitraum nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die fünfziger Jahre hinein einen ersten Anfang gemacht (u. a. J. Schachtmann / M. Strobel / Th. Widera [Hrsg.], Politik und Wissenschaft in der prähistorischen Archäologie. Perspektiven aus Sachsen, Böhmen und Schlesien [Göttingen 2009]; R. Smolnik

[Hrsg.], Umbruch 1945? Die prähistorische Archäologie in ihrem politischen und wissenschaftlichen Kontext [Dresden 2012]). Meine diesbezügliche Auffassung basiert auch auf meiner eigenen Tätigkeit als Landesarchäologe und Landesmuseumsdirektor in Brandenburg von 1992 bis 2004. Durchaus vergleichbar scheint mir allerdings die Situation für die Nachkriegs-BRD, wo ebenfalls noch – jenseits von Festschrift- oder Tagungsbeiträgen – archivgestützte monographische Aufarbeitungen der spiegelbildlich tätigen Häuser ausstehen, die nach den Erfahrungen aus der NS-Zeit bewusst versuchten, »unpolitisch« zu agieren.

Kurz zum Aufbau des vorliegenden Buches. Nach der Einleitung (S. 9–17) befasst sich der Hauptteil in einzelnen Kapiteln mit drei Hauptthemen. Zunächst wird das historisch vorgegebene und alles übergreifende politische Leitbild in seiner Entwicklung und Festigung vorgestellt (S. 19–61: »Die Urgeschichte im Geschichtsbild der SBZ und DDR«). Es folgen die Rahmenbedingungen der Ausstellungen insbesondere in institutioneller, personeller und didaktischer Hinsicht in drei Unterabschnitten (S. 63–111: »Strukturen und Netzwerke des Ausstellens«; S. 113–150: »Akteure und Akteurinnen des Ausstellens« sowie S. 151–176: »Didaktik und Gestaltung«). Die in den ersten beiden Teilen beschriebenen Rahmenbedingungen bilden dann die Basis für die inhaltliche Analyse und Kontextualisierung dreier konkreter DDR-Urgeschichtsnarrative, dies ebenfalls in Form von Unterabschnitten (S. 177–240: »Entwicklung und Fortschritt als Kernerzählung«, S. 241–298: »Die »Urgesellschaft« im Zeichen atheistischer Propaganda« sowie S. 299–359: »Germanen, Slawen, Deutsche – und die DDR als Nation«). Schließlich folgt die Zusammenfassung (S. 361–367), die sich insofern als erster Einstieg in das Buch anbietet, als hier der Autor die drei Hauptthemen bereits miteinander verknüpft und in drei Zeitabschnitten von der Nachkriegszeit und Gründung der DDR bis zu deren Auflösung in chronologischer Abfolge darstellt.

Kommen wir nun zum ersten Hauptthema, dem Urgeschichtsbild in der SBZ und DDR. Nach Rückkehr der »Gruppe Ulbricht« und weiterer kommunistischer beziehungsweise antifaschistischer Kräfte aus Moskau in die von der Sowjetarmee bereits besetzten deutschen Gebiete zum Ende des Zweiten Weltkriegs und die Übernahme der obersten Regierungsgewalt durch die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) im Juni 1945 ging es nicht nur um die Zukunft der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ). Auch die Abrechnung und »Reinigung« von den »faschistischen Geschichtslügen« stand sofort auf dem Programm. Bereits in Moskau hatte man hier erste Pläne ausgearbeitet und Anleihen aus der sowjetischen Kulturpolitik und Geschichtsauffassung übernommen. Die »Urgesellschaft« in toto spielte zunächst noch keine Rolle. Allein die Germanenideologie und die dort propagierte rassische Überlegenheit wurden umgehend aufgegriffen, hatten doch Prähistoriker in der NS-Zeit unter dem Signum »Herkunft und Verbreitung der Germanen« Expansion

und Okkupation weiter Teile Europas fachlich legitimiert. Zunächst ging es bei dem Gegenentwurf zur bürgerlichen Geschichtswissenschaft – abgesehen von der Germanenfrage – um jüngere Zeitabschnitte und dortige »revolutionäre Ansätze« wie die Reformation und die Bauernkriege, die bürgerliche Revolution von 1848/49, die Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland und um den Faschismus. Im Grunde, wie noch zu zeigen sein wird, konnte die in der DDR betriebene Urgeschichtsforschung an diese nationale Charta zu keinem Zeitpunkt einen echten Anschluss finden.

Hingegen wurde die Erforschung der Urgesellschaft und deren Bekanntmachung und Musealisierung bedeutsam in einem weiter gefassten Kontext, nämlich als »Beleg« des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes, wonach im Grunde weltweit eine gesetzmäßige und fortschrittliche Entwicklung von der Menschwerdung über die Urgesellschaft zur Klassengesellschaft verläuft und deren Überwindung dann im Sozialismus und Kommunismus gelingt. Dieses historische Leitbild blieb bis zum Ende der DDR für den Schulunterricht und das Universitätsstudium wie auch für die Arbeit der Museen und Forschungsstellen der Bodendenkmalpflege verbindlich.

Kanonische Bedeutung unter den Werken der ML-Klassiker nahm dabei Friedrich Engels' Schrift »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats« ein. Ich lernte sie als Westberliner Gymnasiast Ende der sechziger Jahre in einem Schulkollektiv kennen, musste allerdings in meinem Studium an drei (west)deutschen Universitäten zur Kenntnis nehmen, dass sie dort nicht einmal als Literaturhinweis auftauchte. Ein Wert als theoretisch ausgearbeitetes, wenn auch in wesentlichen Zügen veraltetes Modell wird ihr indessen nicht abzuspochen sein. In den archäologischen DDR-Museen und Abteilungen blieb Engels' Schrift aktuell mit ihrer Darstellung einer klassenlosen Alttilgesellschaft, deren Auflösung im frühen Mittelalter zum Feudalismus hin erfolgte. Wesentlich waren zudem weitere sozioökonomische Schriften, insbesondere von Karl Marx zur Bedeutung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse als Basis einer jeweils spezifischen Produktionsweise für die einzelnen, definierten gesellschaftlichen Epochen.

Bezogen auf die staatlicherseits erwartete Aufgabe an die DDR-Archäologie charakterisiert ein Zitat des ehemaligen Generalsekretärs der Deutschen Akademie der Wissenschaften Günther Rienäcker (sic!) die Situation (S. 54): »Die Bedeutung der Ur- und Frühgeschichte liegt in erster Linie in der Herausarbeitung neuer Erkenntnisse für die Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung.«

Eine herausragende Position nahm hier Karl-Heinz Otto ein. Zunächst Mitarbeiter im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle unter dem Direktorat Martin Jahns, dann Abteilungsleiter für die Urgeschichte im neu gegründeten Museum für Deutsche Geschichte in Berlin, anschließend Professor an der Humboldt-Universität und dann in verschiedenen leitenden Positio-

nen zur Ur- und Frühgeschichte an der Akademie der Wissenschaften war er mehr als zwei Jahrzehnte lang für die Umsetzung des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes im Bereich der Ur- und Frühgeschichte, das heißt für die Vorgaben in der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie in der Umsetzung der praktischen, auch öffentlichkeitsbezogenen Arbeit die wichtigste Autorität. Aber nicht jeder Prähistoriker wollte sich in der Frühzeit der DDR widerspruchslos mit dessen Rolle und Geschichtsauffassung abfinden. Lindemann (S. 57 f.) macht (teilweise erstmals) interne Dokumente aus den frühen fünfziger Jahren zugänglich, wonach Wissenschaftler der Vorkriegsgeneration wie Martin Jahn und Wilhelm Unverzagt – auch diese damals in leitenden Positionen tätig und wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragestellungen in der Urgeschichtsforschung durchaus zugänglich – Karl-Heinz Otto methodische Voreingenommenheit vorwarfen. So schrieb Wilhelm Unverzagt in einem Gutachten (S. 58): »Meiner Ansicht nach muss der Ausgangspunkt aller Forschungen die im Boden erhaltene Kulturhinterlassenschaft bleiben und nicht das Schema, dessen Gültigkeit aus den Bodenaltertümern erst nachzuweisen wäre. Dabei wird sich [...] des Öfteren herausstellen, dass dieses Material nicht ohne weiteres genügt, um die Theorie von Engels zu beweisen.« Diese Stimmen sollten aber bald verstummen und der Allgemeingültigkeit des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes über alle Zeitepochen hinweg Platz machen.

Eine Kernaussage, die Lindemann wiederholt aufgreift, wonach (S. 60) »auch die ›neue‹ nationale Geschichtsbetrachtung letztendlich nicht auf die ›Geschichte der Urgesellschaft‹ angewiesen war«, bedarf meines Erachtens einer zusätzlichen Erläuterung, vielleicht eher einer zustimmenden These. Die Konzeption der Ur- und Frühgeschichte in der DDR endete sowohl in der Forschung als auch im gesetzlich verankerten Denkmalschutz zeitlich mit dem ersten nachchristlichen Jahrtausend. Damit folgte man einem noch aus der Vorkriegszeit stammenden Fachverständnis, das in der BRD spätestens seit Beginn der sechziger Jahre mit einer florierenden Mittelalterarchäologie und großen Stadtkerngrabungen, die auch die gegenständlichen Zeugnisse der frühen Neuzeit erfassten, als überwunden gelten kann. Die DDR-Archäologie verabsäumte damit, den zeitlichen Hiatus zum hohen und späten Mittelalter, zu der frühen Neuzeit und jüngeren Epochen hin zu überbrücken und damit an historische Ereignisse anzuschließen, die für die nationale Geschichtserzählung entscheidend waren und in deren Tradition man sich sah.

Erst nach der Wiedervereinigung rückten in den neuen Bundesländern gerade diese Zeitabschnitte durch die umfangreichen Stadterneuerungsmaßnahmen und die einhergehenden Großgrabungen in den Fokus und begründeten auch eine neue Form von Identitätsbildung und Erinnerungskultur. Man mag bedauern, dass die Ur- und Frühgeschichte in der DDR sich des Zeitraumes nach 1000 n. Chr. – mit wenigen Ausnahmen – aus archäologischer Perspektive nicht angenommen hat.

Vielleicht hat dieses aber auch zu ihrem Schutz beigetragen, weil sie nicht von Staatsseite derart vereinnahmt wurde wie in den Jahrzehnten zuvor. Es reichte, mit der ›Urgesellschaft‹ einen allgemeinen Beitrag zur Entwicklung und zu den Grundlagen des marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes zu liefern.

Kommen wir nun zu den wesentlichen Rahmenbedingungen der musealen Ausstellungen in institutioneller, personeller und didaktischer Hinsicht, dem zweiten Hauptthema.

Die in den Städten gelegenen Museen in Osten Deutschlands waren im besonderen Maße vom Zweiten Weltkrieg beim Kampf um Berlin betroffen. Einige hatten im Vorfeld ihre Bestände auslagern und vor dem Totalverlust in Sicherheit bringen können. So auch das Schweriner Museum, allerdings in Richtung Westen. Erst Ende der fünfziger Jahre kamen die Funde aus Niedersachsen zurück. Anders das Hallenser Museum; es blieb ohne Kriegsverluste. Es avancierte mit seinem ur- und frühgeschichtlichen Fundinventar zum Leitmuseum in der DDR und konnte schon im März 1946 mit der alten, wieder aufgebauten Vorkriegsausstellung wiedereröffnen. Zwei Jahre später wurde die ständige Ausstellung neu konzipiert und den politischen Vorgaben angepasst. Die Entwicklung der Produktivkräfte stand jetzt stärker im Fokus, und die Sonder- beziehungsweise Wanderausstellungen ›Die Frau im Leben der Vorzeit‹ und ›Technik und Fortschritt in der Vorzeit‹ verkündeten bereits das ›Museum neuen Typus‹ am Ende der vierziger Jahre. Federführend war Karl-Heinz Otto als Ausstellungsgestalter.

Eine politische Zäsur brachte das Jahr 1952. Die bisherigen fünf Länder im Osten Deutschlands wurden aufgelöst und die DDR in vierzehn Verwaltungsbezirke neu unterteilt. Man sollte sich nicht mehr als Mecklenburger, Sachse oder Thüringer landsmannschaftlich verbunden fühlen, sondern als Bürger der DDR. Zum Jahresbeginn 1953 bis zum Ende der DDR wurden dann fünf ur- und frühgeschichtliche Museen in Dresden, Halle, Potsdam, Schwerin und Weimar als Hauptmuseen und zugleich Forschungsstellen der Bodendenkmalpflege bestimmt und dem Staatssekretariat (später Ministerium) für das Hoch- und Fachschulwesen (SfH beziehungsweise MfH) zentral unterstellt. Lindemann zeichnet diese institutionellen Verläufe, die im völligen Kontrast zur föderalen Bundesrepublik standen, akribisch und quellengestützt nach. Aber die staatlicherseits vorgenommenen Veränderungen ließen sich in der Praxis nicht alle und sofort umsetzen; tatsächlich blieb bis Mitte der sechziger Jahre noch einiges beim Alten. Ausgangspunkt hierfür war die Besetzung wichtiger Leitstellen an Museen, Universitäten und in der Akademie der Wissenschaften durch Prähistoriker, die ihr Studium bereits vor dem Zweiten Weltkrieg absolviert und konkrete Berufserfahrungen gesammelt hatten. Man beließ sie in ihren Positionen, auch wenn der eine oder andere – etwa Heinz Arno Knorr – in der NSDAP und SA Mitglied gewesen war, allerdings recht bald zur SED ›konvertierte‹.

Eine SED-Mitgliedschaft war hilfreich, aber zunächst nicht Voraussetzung für die Besetzung einer Leiterstelle, wie die Beispiele Martin Jahn und Wilhelm Unverzagt belegen. Das änderte sich erst mit der zweiten Generation, die zu DDR-Zeiten in Berlin, Halle oder Leipzig studiert hatte und wo seit Beginn der sechziger Jahre auch Veranstaltungen und Pflichtstunden zum Marxismus-Leninismus auf dem Studienplan standen. Lindemann benennt deren Anteil mit einem Drittel am fachspezifischen Diplomstudiengang (S. 141f.).

Lindemann kann umfassend auf Personal- und Kaderakten mit Lebensläufen und Korrespondenzen wichtiger DDR-Prähistoriker zurückgreifen. Besonders aufschlussreich ist ein auf den 2. Juli 1952 datiertes Schreiben von Karl-Heinz Otto (seit 1949 Parteimitglied) an das Zentralkomitee der SED, in dem er eine politische Einschätzung der wichtigsten Prähistoriker vornimmt und diese als ›bürgerlich‹ und ›reaktionär‹ diskreditiert oder etwa eine Person als ›Genosse, aber ideologisch sehr schwach‹ darstellt (S. 130–132). Unmittelbare Auswirkungen hatte die ›Denkschrift‹ jedoch nicht, da man auch im ZK um die noch fehlende marxistisch eingestellte jüngere Prähistorikergeneration wusste. Auch zur Vita von Karl-Heinz Otto ist Interessantes nachzulesen, insbesondere zur Abfassung verschieden datierter Lebensläufe, in denen er seine eigene Rolle in der NS-Zeit immer mehr relativiert (S. 127f.). So wichtig diese Quellen natürlich sind, auch bei heute noch lebenden Kollegen (etwa Bernhard Gramsch) hatte Lindemann Zugang zur Personalakte und wertet sie aus. Ich hoffe in diesem Kontext, dass meine früheren Arbeitgeber verantwortungsvoller mit meinen Daten umgehen ...

Dennoch, hier eine Äußerung in eigener Sache. Weder zu Bernhard Gramsch, in Nachfolge von Werner Coblentz seit den achtziger Jahren der wichtigste Bodendenkmalpfleger in der DDR und Vorsitzende dessen Wissenschaftlichen Beirates, noch zu Joachim Herrmann, uneingeschränkter Direktor des ZIAGA und archäologischer Wissenschaftsorganisator für die gesamte DDR, kann ich aus eigener Anschauung etwas zu ihrem damaligen Umgang mit der Kollegenschaft beitragen, etwa inwieweit fachliche Karrieren gefördert oder unterbunden wurden. Beide lernte ich jedoch nach der Wende während meiner Tätigkeit als Brandenburger Landesarchäologe kennen. Bernhard Gramsch war mir in Potsdam sogar als Mitarbeiter fast ein Jahrzehnt lang dienstlich unterstellt. Auch nach seiner Abdankung als Direktor genoss er (auch bei mir!) großes Ansehen in der Mitarbeiterschaft. Dabei war seine internationale fachliche Reputation ebenso bekannt wie seine politische Einstellung. Auch Joachim Herrmann hätte meines Erachtens auf Grund seiner unstrittigen fachlichen Qualitäten unter anderer Konstellation im Westen eine beachtliche berufliche Karriere gemacht. Diese Äußerungen – um es noch einmal zu betonen – hier allein aus fachlicher Perspektive, und daher kann ich der im Rückblick äußerst negativ formulierten Wertung von Hermann Behrens – er war von 1959 bis 1980 Direktor des Landesmuseums

für Vorgeschichte in Halle und übersiedelte anschließend als Rentner in die BRD – keinesfalls zustimmen, wonach seit den achtziger Jahren durch die Besetzung der Führungspositionen in der DDR-Prähistorie mit SED-Mitgliedern die »archäologische Diktatur des Proletariats [...] total« gewesen sei (S. 150).

Abschließend in diesem zweiten Hauptabschnitt noch einige knappe Bemerkungen zur Didaktik und Gestaltung ur- und frühgeschichtlicher Ausstellungen in der SBZ und DDR. Seit alters her sah die kommunistische Bewegung das Museum als zutiefst bürgerliche Institution, die vom Wesen und Bildungsauftrag her der Arbeiterklasse die Teilnahme verwehrte. Recht bald änderte sich jedoch die Einstellung gegenüber dieser Anstalt, da man erkannte, welche Möglichkeiten bestanden, die kulturelle Aufklärungsarbeit im Sinne der Staatsführung lenken zu können. Von den drei Kernaufgaben jedes Museums, also Sammeln und Sichern, Forschen und Ausstellen, wurde dabei der Schwerpunkt auf das öffentlich wirksame Ausstellen gelegt und eine zentrale museologische Ausbildung schon in den fünfziger Jahren installiert. Heinz Arno Knorr, der bei Unverzagt in den dreißiger Jahren mit einer bis heute wichtigen Arbeit zur slawischen Keramik promoviert wurde, nahm hier als ›Leitungskader‹ eine DDR-weite Rolle ein, verfasste einen einschlägigen Leitfadens und war auch über einige Jahre Chefredakteur der Zeitschrift ›Neue Museumskunde‹ (S. 170–173). Bei den Geschichtsmuseen galt als zentrale Botschaft die Erläuterung der historischen Gesetzmäßigkeiten und des gesellschaftlichen Fortschritts. Vor diesem Hintergrund konnte nur eine chronologisch geordnete Ausstellung diesen Entwicklungsablauf darstellen. Deutlich setzte man sich von der, wie man meinte, bürgerlichen und in der NS-Zeit umgesetzten Konzeption von ›Kulturgruppenbildern‹ ab, die im ›Germanozentrismus‹ ihren Höhepunkt erreichte.

Auch wenn man die museologische Theorie und Ausbildung zu Beginn der DDR wohl gegenüber dem Westen als weiterentwickelt begreifen kann, gab es doch erhebliche Probleme in der praktischen Umsetzung von Ausstellungen. Man war auf Materialzuweisungen und vor allem auf die individuellen Fähigkeiten einzelner Museumsmitarbeiter (zumeist aus den Restaurierungswerkstätten und dem Grafikbereich) angewiesen, die neben der konservatorischen Betreuung und graphischen Arbeiten zumeist auch den Vitrinenbau, die bald üblichen Dioramen und die Ausleuchtung gewährleisten mussten. Aus meiner Sicht wurden die Unterschiede zwischen Deutschland Ost und West seit den siebziger Jahren unter anderem durch spezialisierte Ausstellungsbüros in der Bundesrepublik überdeutlich, als im Bereich der Archäologie publikumsorientierte Häuser wie das Römisch-Germanische Museum Köln und das themenorientierte Limesmuseum Aalen mit einer angeschlossenen Freilichtanlage eröffneten.

In diese Zeit fielen auch große archäologische Sonderausstellungen in vielen Bundesländern, die sich als ›Blockbuster‹ (in damaliger Diktion wohl ›Publikumsrenner‹) erwiesen, darunter die bundesweite Gemein-

schaftsausstellung des Verbandes der Landesarchäologen ›Das neue Bild der alten Welt‹ oder die großen Präsentationen ›Der Keltenfürst von Hochdorf‹ und ›Die Bajuwaren‹.

Kommen wir nun zum dritten und letzten Hauptteil, in dem der Autor die inhaltliche Analyse und Kontextualisierung dreier konkreter DDR-Urgeschichtsnarrative vornimmt. Das erste gilt der Entwicklung und dem Fortschritt als Kernerzählung, wobei manches schon in früheren Abschnitten ausführlich behandelt wurde. Die Grundlagen hierfür legte – wie oben bereits angemerkt – Friedrich Engels, der die Entwicklung ökonomischer Faktoren (Produktivkräfte, Produktionsverhältnisse) mit denen gesellschaftlicher Verhältnisse (klassenlose Gentilgesellschaft, Klassengesellschaft) verknüpfte. Daran orientierte sich auch das Geschichtsbild in den Unterrichtsmaterialien der DDR. Die Ethnologin Irmgard Sellnow untergliederte dann in den fünfziger Jahren die Urgesellschaft in vier Abschnitte mit der Frühperiode (zeitlich bis mittlere Altsteinzeit; ›vom Affenmenschen zum homo sapiens‹), der mittleren Periode (ausgehende Altsteinzeit bis Mesolithikum; Zusammenleben in Herden), der späten Periode (Jungsteinzeit, Matriarchat) und der Auflösung der Urgesellschaft (Bronze-Eisenzeit bis germanische Zeit; Wechsel vom Matriarchat zum Patriarchat; ›militärische Demokratie‹ der Gentilgesellschaft). Diese Vorstellung behielt letztendlich bis zum Ende der DDR ihre Gültigkeit. Irmgard Sellnow sah diese Aufgliederung der Urgesellschaft als festen Wegweiser, das archäologische Fundmaterial »zu analysieren und richtig einzuordnen« (S. 181f.). Auf die doch erheblichen Schwierigkeiten, archäologische Funde in ein als »wissenschaftlich erwiesenes« deduktives Modell »richtig einzuordnen«, kann der Rezensent hier nicht weiter eingehen.

Auch wenn der Geschichtsunterricht in der DDR diesem Schema folgte, verwendeten es die führenden Museen (Ausnahme: Museum für Deutsche Geschichte) in den Überschriften der einzelnen Abteilungen (zunächst) nicht oder zeigten allenfalls eine Grafik, die die (herkömmliche) archäologische Periodisierung mit der (nun geltenden) urgesellschaftlichen synchronisierte. Manches Museum – etwa das Museum für Ur- und Frühgeschichte Potsdam – griff später in seiner Dauerausstellung auf die urgesellschaftlichen Termini und Inhalte zurück.

Allein die Abläufe der Urgesellschaft in Form von Überschriften zu einzelnen Vitrinen zu repetieren, war natürlich wenig geeignet, »Entwicklung und Fortschritt als historische Gesetzmäßigkeiten« einer breiteren Öffentlichkeit zu erläutern. Es bedurfte weiterer Instrumentarien, das Narrativ museal zu verankern. Große Beliebtheit in der DDR-Ausstellungspraxis nahmen Dioramen ein, die in chronologischer Reihung die Entwicklung im marxistisch-leninistischen Sinne spiegelten. Zusätzlich bediente man sich (oft stilisierter) grafischer ›Lebensbilder‹, die einzelne Aspekte vertieften. Eine Besonderheit war die museale Präsentation von Großobjekten und (Teil-)Rekonstruktionen von

archäologischen Befunden wie vorgeschichtliche Häuser und Grabanlagen. Die Landesmuseen in Halle und Weimar waren hier führend, da sie in ihren Werkstätten Fachpersonal vorhielten, die die Umsetzung realisieren konnten.

Die Darstellungen in diesem Abschnitt – häufig mit historischen Ausstellungsaufnahmen bebildert – beleuchten in ungewöhnlich konziser Weise den Verlauf der archäologischen Ausstellungspraxis in der DDR über mehrere Jahrzehnte hinweg. Man wünschte sich eine vergleichbare Aufarbeitung – zumindest in wichtigen Beispielen – ebenfalls für die alte Bundesrepublik. Sicherlich schauten die Fachleute aufmerksam in beide Richtungen über die innerdeutschen Grenzen hinweg, und so wird es auch gegenseitige Einflüsse und Nachahmungen gegeben haben.

Kommen wir zum zweiten Narrativ, der staatlich atheistischen Propaganda in Bezug auf die Darstellung der Urgesellschaft beziehungsweise des ›Urkommunismus‹. Dass die Religion ›Opium des Volkes‹ – für Lenin sogar ›Opium für das Volk‹ – sei, hatte bekanntlich schon Karl Marx formuliert. Eine atheistische Grundausrichtung war damit dem Marxismus-Leninismus eigen und auch für die kulturhistorischen Museen ein Auftrag, der in den Ausstellungsbereich gehörte. Die Verfassung der DDR – in den Versionen von 1949 und 1968 beziehungsweise 1974 – kannte zwar die persönliche Freiheit einer Religionsausübung, dennoch war die Verfassungsrealität eine andere. Das sozialistische Weltbild der DDR entwickelte im Laufe der Jahre einen immer stärkeren Anspruch im öffentlichen Leben. Ende der fünfziger Jahre wurde im Museum für Deutsche Geschichte die (Wander-)Ausstellung ›Anfänge der Religion‹ konzipiert, wonach laut Begleitheft »die religiösen Vorstellungen der Menschen als Folge ihrer eingeschränkten Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten der Natur und die Entwicklung von Ökonomie und Gesellschaft« entstanden seien. Damit waren zugleich die beiden zentralen inhaltlichen Grundaussagen benannt, die in der Umsetzung in den Urgeschichtsmuseen breiten Raum fanden. Zunächst wurde der biblischen Schöpfungsgeschichte die Abstammungslehre des Menschen von Charles Darwin entgegengestellt, und kein Museum durfte in Texten, Schautafeln und Modellen von Homiden darauf verzichten. Damit war der Anfang der Urgesellschaft (›vom Affenmenschen zum homo sapiens‹) als atheistisches Gegenmodell fest im Bewusstsein der Besucher verankert.

Der Verfasser beschreibt hier (S. 266–270) die seit Mitte der fünfziger Jahre aufkommende Jugendweihe – in Opposition zur christlichen Konfirmation beziehungsweise Firmung –, die schon nach wenigen Jahren mehr als neunzig Prozent der DDR-Jugend erfasste. Hier gab es das Buchpräsent ›Weltall. Erde. Mensch mit einem ausführlichen Kapitel zur Abstammungslehre, von einem Archäologen (Wolfgang Padberg) verfasst. Die Museen beteiligten sich auch an den pflichtmäßig zu absolvierenden Jugendstunden im Vorfeld – heute würde man von außerschulischen Lernorten sprechen –,

um die darwinistische Abstammungslehre und die Entwicklung der Urgesellschaft mit konkreten Funden zu zementieren.

Neben Charles Darwin spielte auch hier Friedrich Engels eine wichtige Rolle. In seinem Essay aus dem Jahr 1876 ›Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen‹ (aus meiner Sicht weiterhin durchaus lesenswert) hatte er die fortschreitende gesellschaftliche und technische Entwicklung durch ›Arbeit‹ formuliert. Diese materialistische Geschichtsauffassung wurde neben der naturwissenschaftlichen Komponente immer stärker zum bestimmenden Narrativ. Archäologisches Leitmuseum und Vorreiter für diesen Bereich war hier das Museum für Ur- und Frühgeschichte in Weimar, wo die Altsteinzeitforschung in der DDR am intensivsten betrieben wurde.

Kommen wir nun zum dritten und letzten Beispiel des Buches: zu archäologischen Fundstätten der Germanen, Slawen und Deutschen auf dem Gebiet der DDR und deren kulturelle Implikationen in nationaler Hinsicht. Die Forschungen im ›Dritten Reich‹ zum Ursprung und zur Ausbreitung der Germanen waren nach Kriegsende erheblich diskreditiert, hatten doch namhafte Prähistoriker die Blut- und Bodenideologie fachlich unterstützt, den Mythos einer rassistischen Überlegenheit mitbefeuert und in den einschlägigen Verbreitungskarten die Grenzen ›Großgermaniens‹ im Osten über Polen hinaus bis in die Ukraine und im Westen über Frankreich hinaus bis auf die iberische Halbinsel gezogen. Damit war quasi eine ›Legitimation‹ für die kriegerischen Okkupationen von SS-Divisionen und Wehrmacht als eine Art von Wiedergewinnung altgermanischen Siedlungsraumes geschaffen.

Mit diesem Germanenerbe war natürlich auch die Staatsführung der SBZ und DDR konfrontiert. Dennoch, die neuen Machthaber sahen weiterhin die germanische Epoche als wesentlich für das eigene Geschichtsverständnis mit der Auflösung der Urgesellschaft und dem Übergang zum Feudalismus. Es ging also nicht darum, die Geschichte germanischer Hinterlassenschaften zu tilgen, sondern diese quasi um einhundertachtzig Grad umzudeuten. Dabei tat man sich leichter, als man vermuten könnte. Die Varusschlacht wurde zum germanischen Freiheitskampf gegen die römische Sklavenhaltergesellschaft propagiert, der in kontinuierlicher Linie im Laufe der Jahrhunderte die Bauernkriege, die Freiheitskämpfe gegen Napoleon und natürlich die siegreiche Vernichtung des Faschismus folgten. Auch Friedrich Engels hatte in dem Abschnitt zu den römisch-germanischen Auseinandersetzungen in seinem Werk ›Zur Urgeschichte der Deutschen‹ »von einem der entscheidendsten Wendepunkte der Geschichte [gesprochen ...] Mit ihr war die Unabhängigkeit Deutschlands [sic!] von Rom ein für allemal entschieden.« (Marx Engels Werke, Bd. 19 [Berlin 1987] 447).

Dennoch, im Nachkriegsdeutschland wurde das von Engels gemalte Bild recht kriegerischer Germanen erheblich abgeschwächt, auf einen weitgehend friedlichen Kontakt und Handel mit Rom fokussiert und die gesell-

schaftliche und technische Entwicklung in diesem Zeitabschnitt herausgestellt, die schließlich zur Auflösung der Urgesellschaft führte. Engels setzte in seiner ›Urgeschichte der Deutschen‹ die Germanen und Deutschen synonym, und aus Germanien wurde zumeist Deutschland. Die Ethnogenese der Deutschen war für ihn – das war bereits zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts das übliche Verständnis – damit geklärt.

Im Grunde folgte auch die Geschichtswissenschaft und Archäologie in der DDR dieser Vorstellung. Probleme gab es allerdings gegenüber den sozialistischen Bruderländern mit der Ostausbreitung der Germanen, der vor allem von polnischer Seite eine Archäologie der Slawen entgegengesetzt und deren westliche Ausbreitung bis an die Elbe herausgestellt wurde. Lindemann zeigt Verbreitungskarten mit germanischen Fundplätzen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte in Museen aus den fünfziger Jahren, wo man den Kartenausschnitt mit der Oder-Neiße-Grenze enden ließ oder allenfalls Schraffuren weiter ostwärts keine echte geographische Verortung mehr ermöglichten (S. 334 f.).

Die Slawenarchäologie hatte bekanntlich auch in der DDR Konjunktur mit den großen Burgwallgrabungen, war doch das Staatsgebiet zwischen Elbe und Oder bis hin zur Saale slawisches Kerngebiet vom achten bis zwölften Jahrhundert gewesen, das erst im Zuge der Ostexpansion der deutschen Feudalherren dem Sacrum Romanum Imperium einverleibt wurde. Die slawischen Stämme wurden assimiliert (O-Ton!) und zum wichtigen Bestandteil bei der Herausbildung einer deutschen Nation erklärt. Damit war auch den Belangen polnischer Archäologen und Historiker Rechnung getragen und der seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bestehende Antislawismus – auch bei Marx und Engels – überwunden. Mit dieser im Einklang mit den sozialistischen Bruderstaaten stehenden Ethnogenese der Deutschen endet die Darstellung bei Lindemann zu den Ausstellungen und Präsentationen archäologischer Museen in der SBZ und DDR.

Ein Fazit dieser Dissertation ist schnell zu ziehen. Man wünschte sich eine vergleichbare Untersuchung – wenigstens der wichtigsten Häuser – auch für die alte Bundesrepublik Deutschland. Mag der eine Zeitzeuge oder die andere Zeitzeugin bemängeln, dass Lindemann – wie auch ich – die Situation erst im Nachgang kennenlernte, wissen wir doch aus einer Vielzahl von archäologischen und historischen Untersuchungen, dass es keinesfalls von Nachteil ist, sich gegebenenfalls ohne Eigeninteressen einer vergangenen Epoche zu einem späteren Zeitpunkt und von außen zu nähern, sofern die Ergebnisse und Bewertungen nachvollziehbar und quellengestützt sind. Wenig erfährt man in der Dissertation, wie gut die Ausstellungen besucht und von der breiten Öffentlichkeit aufgenommen wurden. Fundierte Evaluationen (geschweige denn ›Front-End Studies‹) zur Wirksamkeit und Nachhaltigkeit der Museen und Ausstellungen in der Öffentlichkeit liegen nicht vor. Allerdings wurde das marxistisch-leninistische Geschichtsbild ja nicht allein durch Museen weiterverbreitet.

Eigentlich jeder Besucher wurde im Rahmen des Geschichtsunterrichtes damit vertraut gemacht.

Kleine Nachlässigkeiten im Literaturverzeichnis habe ich bemerkt. So fehlen dort etwa Kunow 1999 (S. 144 Anm. 175) oder Northe u. a. 2002 (S. 148 Anm. 196). Dieses Ergebnis ist natürlich zufällig und nicht als Resultat einer systematischen Fehlersuche entstanden. Auch einige Redundanzen seien nicht verschwiegen.

Noch ein kurzer Ausblick auf die fünf großen archäologischen Landesmuseen in der Nachwendezeit. Die damaligen Ausstellungen in Potsdam und Dresden wurden abgebaut und haben nicht nur neue Häuser bekommen, sondern sind jetzt auch in anderen Städten beheimatet (St.-Pauli-Kloster in Brandenburg und das ehemalige Kaufhaus Schocken in Chemnitz), Schwerin wartet

weiterhin auf ein neues Haus (aktuell wird Rostock als neuer Standort genannt). Allein Halle und Weimar, die einzigen, die von Beginn an echte Museumsbauten bezogen hatten, blieben an ihrem historischen Standort erhalten. Alle Ausstellungen wurden didaktisch völlig neu konzipiert.

Die Arbeit von Arne Lindemann wird man zukünftig regelmäßig bei diesem Themenkomplex heranziehen. Eine gute Verbreitung sichert nach Erscheinen der Publikation vor allem der gleichzeitig geschaltete Open-Access-Zugang beim Verlag De Gruyter. Dessen Finanzierung ist wohl weitgehend dem Open-Access-Publikationsfonds der Technischen Universität Berlin zu verdanken.

Bonn

Jürgen Kunow